

# Tribüne

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art**

Band (Jahr): **32 (1945)**

PDF erstellt am: **21.09.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

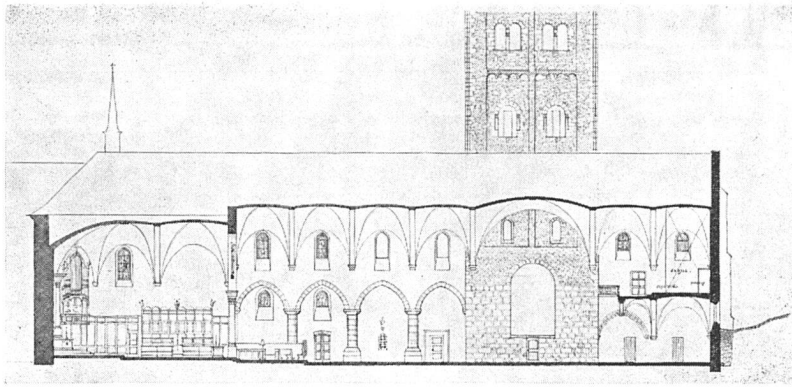
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Umbauprojekt von Claude Jaccottet, Architekt, Lausanne, für St. Maurice. Längsschnitt durch die Kathedrale, ca. 1:600

Kirche als Kathedrale erfordert, daß der einzige Zugang mehr herausgehoben werde. Die andern Projektverfasser hatten hierin zu viel getan; ganze Portalvorhallen waren projektiert, die mit der Masse des Turmes in Konkurrenz traten. Mit einem Pultdächlein oder einigem plastischem Schmuck wird der Forderung des Preisgerichtes Genüge getan sein.

Sehr fein geht Jaccottet auf die liturgischen Erfordernisse ein. Das jetzige Chor ist für feierliche Funktionen zu eng. Andere Projekte drehten die Achse um und planten auf der jetzigen Eingangsseite ein neues Chor. Jaccottet schafft im vordersten Joche des Schiffes ein Vorchor, nach Art des «Chorus minor» des Hirsauer Bauschemas. Er umgrenzt es mit Chorschranken, für die er Fragmente romanischer Bauplastiken als Anregung benutzt. In diese Chorschranke bezieht er den jetzt unglücklich placierten vorkarolingischen Ambo ein. Unter den Chorbogen, der erhalten bleibt, stellt er einen kleinen Altar, als eine Art Matutinalaltar. Eine Chororgel wird geschickt placiert.

Die praktischen Erfordernisse für Kloster und Kollegium wußte Jaccottet ganz erstaunlich mit den rein ästhetischen Anforderungen in Einklang zu bringen. Alle andern Projektverfasser, auch jene, die die schlichte Schönheit der Außenarchitektur des Klosters erkannten, versuchten die Dachform zu verändern (Mansarddächer und dergleichen) und verschoben dadurch die Akzente. Jaccottet verdoppelte die Breite eines außen nicht in Erscheinung tretenden Flügels des Klosters und gewinnt so den verlangten Mehrraum. Durch die Anlage eines Kreuzganges und seine Fortsetzung im zweiten Klosterhof wird die Verbindung der einzelnen Teile geklärt und erleichtert. (Unter den ausgeschiedenen Projekten gab es eines, das in dieser Be-

ziehung geradezu hilflos sich gebärdete.) Um das Kreuzgänglein herum legt er kleine Kapellen, für den internen Gebrauch älterer und leidender Chorherren. Inmitten dieser Kapellen wird die Schatzkammer placiert, also möglichst wenig exponiert.

Aufschlußreich sind die ausführlichen Erläuterungen Jaccottets. Daraus ersieht man mit Erstaunen, wie dieser junge ETH-Architekt die Proportionstheorien Luca Paciolis (aus seinem 1494 erschienenen Lehrbuch) ausgewertet hat, sogar für scheinbar ganz subjektive Einzelheiten wie etwa die Dimensionen eines Dachreiterchens. – Möge die geistvolle Arbeit, deren hohe Qualitäten nicht ohne weiteres in die Augen springen, bald realisiert werden!

*Linus Birchler.*

#### «Eine nationale Schande»

Unter diesem Obertitel weist alt Ständerat Dr. *Hugo Dietschi* im Oktoberheft des Schweizer-Spiegels auf die krassen Fälle der Verschleuderung schweizerischen Kunstgutes seit der Regenerationszeit und auf das in Europa einzig dastehende Fehlen eines schweizerischen Kunstschutzgesetzes hin. Er fordert eine Einschränkung der privaten Verfügungsgewalt über unsere bedeutendsten Kunst- und Bauwerke durch ein einheitliches Kunstschutzgesetz, eine Exportkontrolle und die Schaffung eines Landesdenkmalamtes. Das Bedenklichste erfährt der Leser erst am Schlusse des Aufsatzes: Diese dringliche und nur zu wohl fundierte Mahnung ist nichts anderes als das Stenogramm einer Rede, die schon am 17. Dezember 1930 im Ständerat gehalten wurde. Aus ihr ging ein Postulat hervor, das lautete: «Der Bundesrat wird eingeladen, der Bundesversammlung den Entwurf eines Gesetzes zum Schutze schweizerischer

Kunstaltertümer (Kunstschutzgesetz) vorzulegen.» Der Aufsatz schließt mit den Worten: «Heute, nach fünfzehn Jahren, ist dieses Kunstschutzgesetz immer noch nicht geschaffen. In den letzten Jahren wurde alles mögliche und unmögliche reglementiert. Gegen die Verschleuderung unseres Kunstgutes aber wurde nichts getan. Wenn einmal die Grenzen aufgehen, so werden die stolzen Zeugen unserer Vergangenheit wieder waggonweise den Weg ins Ausland nehmen. Unsere Enkel aber werden einst mit Empörung von jener Generation reden, die das Glück hatte, daß ihre Kulturschätze von Bomben verschont blieben, aber, aus Gleichgültigkeit und Unverständnis, für schnöden Mammon das Erbe der Väter verschacherten.» – Dies ist eine Stimme unter vielen, die in der letzten Zeit endlich einen wirksamen Schutz für unser Kunstgut forderten; denn die Notwendigkeit wird immer brennender empfunden. Welches wird ihr Erfolg sein? *h. k.*

## Tribüne

### Offenes Brieflein an H. Fischli, Architekt BSA, Zürich

Verehrter Herr Kollege!

Das ist nett von Ihnen, daß Sie auch mal etwas vom Bergabweg schreiben (ich meine von den «Erfahrungen mit der Wohnkolonie Gwad») zwischen all den vielen schönen Worten über erklommene Gipfel und dergleichen (ebenso nett von der Redaktion übrigens, daß sie solchem von aller Kunst so fernab liegendem Thema «ihre Spalten geöffnet» hat).

Sie haben bemerkt, daß die Bewohner Ihres Quartierchens, die «Siedler», wie der neuhochdeutsche Ausdruck lautet, den Argwohn hegen, Sie hätten die ganze Herrlichkeit für eine feste Summe übernommen und hätten nun an allen Ecken gespart zu Ihren eigenen geehrten Händen. So war's doch? Und Sie hatten doch den Leuten erzählt, sie selbst, die Leute, sie wären die Bauherren, die Besteller, die Auftraggeber, und hatten das noch unterstrichen durch das schöne Bild – fast kommen mir die Tränen in die Augen – wo der Architekt inmitten einer Gruppe von «Siedlern» seinen Plan entrollt (in Nummer 7 des Jahrgangs 1943 des Werk; bitte nachsehen, es lohnt sich!); ein Bild von so rühren-

dem Charakter, als ob es extra für die Landi gemalt worden wäre.

Inzwischen haben Sie bemerkt, s. o., woraus hervorgeht, daß das eben angezogene Bild ein kleiner Schwindel war, ich meine natürlich Schwindel im guten Sinne.

Diese «Siedler» sind Anwärter (heute Benützer) einer Gruppe von Werkwohnungen – keine Bauherren. Sie selbst, als Sie den Männern Ihren Plan vorlegten, wie es die photographische Platte so liebenswürdig festgehalten hat, Sie selbst schwebten ja in Todesängsten, ob Sie «Ihren Plan» (den ich übrigens hochschätze!) durchbrächten. Sie werden vielleicht sagen, denselben Angstschweiß vergossen Sie auch im entsprechenden Moment bei andern Bauherren; womit Sie die Bauherrlichkeit Ihrer «Siedler» erwiesen zu haben glauben.

Es stimmt natürlich nicht: die Leute können ja nicht im Ernst Ihre Pläne korrigieren (die Firma B. würde ihnen schon auf die Finger klopfen). Noch viel weniger können sie die Pläne ablehnen, sich einem andern Architekten anvertrauen und den Herrn Fischli für seine Bemühungen auszahlen (es fehlt ihnen dazu das nötige Kleingeld).

Das Bild ist eine richtige Attrappe. Sie machen sich was vor; ebenso wie Ihren «Siedlern» und dem verehrten geneigten Leser. Ich weiß, Sie tun das nie mehr, denn nun haben Sie ja Ihre Erfahrungen gemacht.

Sie nehmen diese Zeilen doch hoffentlich nicht krumm, ich hätte eigentlich damit anfangen sollen: Ihr Artikel hat eingeschlagen, schmunzelnde Gesichter, wohin man blickt. Sie haben etwas ausgesprochen, was bisher jeder glaubte schamhaft verschweigen zu müssen. Für diese nachträgliche Ehrlichkeit nehmen Sie meinen besten Dank und den Dank all der Kollegen, die «eigentlich» auch danken wollten, denen aber die Postkarten ausgegangen sind.

Meine Pfote!

Ihr H. Bernoulli.

## Ausstellungen

### Basel

#### Altstadt, heute und morgen

Kleines Klingenthal, 23. September bis 31. Oktober 1945

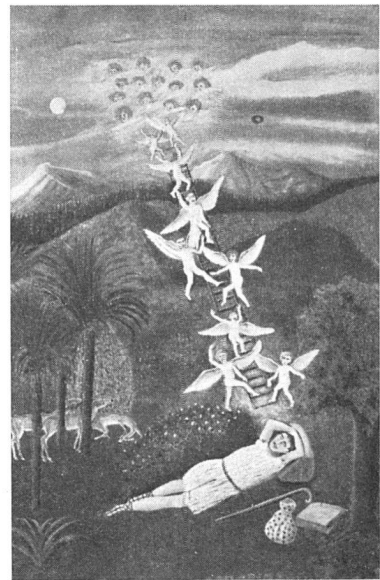
In der ersten Abteilung dieser Ausstellung der projektierten Maßnahmen für die Sanierung der Basler Alt-

stadt wird das flächenmäßige Wachstum der Stadt, von der prähistorischen Epoche bis heute, an Hand von Stadtplänen dargestellt. Ein Modell zeigt das Gebiet der Birsigmündung zu Ende des 18. Jahrhunderts.

Die ursprünglich gesunde Bebauung ist im Lauf der Zeit durch Ausbau der Hinterhöfe, Aufstockungen, Umwandlung der Einfamilienhäuser in Mehrfamilienhäuser ungünstig verändert worden. Die Mietzinse von 53% der Wohnungen gehen heute nicht über Fr. 600 pro Jahr, und nur 7% übersteigen Fr. 1000 pro Jahr. Ein Drittel der Bewohner der Altstadt sind alte Leute. Solche Verhältnisse bestehen direkt neben den Straßen und Plätzen mit der größten Verkehrsdichte.

Die zweite Abteilung zeigt die Lösung des Problems: Die ursprüngliche Absicht, ganze Blöcke niederzureißen und durch neue zu ersetzen, wurde größtenteils fallen gelassen. Nun soll das Einzelhaus saniert, das heißt die einengenden Hinterhofbebauungen sollen entfernt, die Installationen und Lichtverhältnisse verbessert werden: Auskernern, Konservieren. – Die Bebauung Heuberg-Nadelberg-Schneidergasse ist im Maßstab 1 : 100 planmäßig und ein Teilstück (Nadelberg-Spalenberg) im Modell (1 : 100), sowie in Perspektiven vor und nach der Sanierung dargestellt. Damit wird der Beweis auch erbracht, daß die für die erste Bauetappe aufzuwendenden 14,4 Millionen Subventionen rentabel angelegt werden. Für 261 Liegenschaften wurden die Pläne im Maßstab 1 : 50 aufgenommen, und 101 Sanierungsprojekte sind ausgearbeitet. Dazu wurden 59 Architekten mit 42 Mitarbeitern während 41 Monaten in drei Etappen beschäftigt.

Warum nicht neu bauen, warum die alten Straßenaspekte erhalten? so kann sich der Betrachter fragen. Die Antwort gibt die letzte Abteilung. Sie zeigt die Fassaden ganzer Straßenzüge. Statt der kalten Pracht neuer Mietshäuser oder der Monotonie in Wohnkolonien treffen wir hier das Nebeneinander individueller anspruchloser Bauweise. Der Reiz liegt in der Schlichtheit der Erscheinung und dem Maßstab der einzelnen Häuschen. Die Zahl der Geschosse variiert (am Nadelberg Nr. 21–49, Heuberg Nr. 8 bis 32 oder gar im Totengäßlein) von zwei bis vier, ebenso die Stockwerkhöhe, die Fensterform, die Dachgesimshöhe, die Dachaufbauten usw. So bedeutet diese sehr interessante Ausstellung mehr eine Abkehr von summarischen Verfahren, eine Rückkehr



Adalbert Trillhaase

Jakobs Traum

zum Individualismus, als übertriebene Pietät gegenüber dem Vätererbe.

Selbstverständlich fehlen die so überaus künstlerisch reizvollen Photos der von Unordnung strotzenden Elendswohnungen, Küchen und Aborte nicht, die allerdings auch aus den Vorstädten oder dem freien Land stammen könnten.

F. Lodewig.

### Adalbert Trillhaase

Galerie d'art moderne, 6. Oktober bis 2. November 1945

Adalbert Trillhaase (1859–1937), ein Vergessener, nur den wenigsten bei uns überhaupt je Bekannter, erlebt posthume Renaissance. Ob das bewegte Dafür und Dagegen, das ihn einmal umbrandet hat, wieder auflebt? Als Sechzigjähriger begann Trillhaase um 1920 in Düsseldorf zu malen. In einem kleinen Bilderladen ausgestellt, erregten seine Malereien Aufsehen. Gegen die Mitte der Zwanzigerjahre fand Trillhaase Eingang in große Ausstellungen, weit über Düsseldorf hinaus. Sammler und Museen interessierten sich für seine Werke, bis die Etikette «Entartet» seit 1933 auch ihn zur Stille nach außen verdammt. Ein Maler! – Kein Maler! – Ein Peintre naïf! – Ein Träumer! – so gingen in den Zwanzigerjahren die Rufe in dem Streit der «Zünftigen», Snobisten und einfach Erlebenden um Trillhaase.

Heute stehen wir vor den rund zwanzig Bildern, welche die Basler Galerie in verdienstlicher Weise uns vorführt, und suchen nach einem Halt auf dem Rundgang an diesen seltsamen Gebil-